

Herr Philipp

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **132 (1853)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-372807>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Herr Philipp.

Es war am Tage vor dem heil. Christfeste des Jahres 179*, als durch eine der bedeutendern Straßen der Stadt Genf ein noch junger Mann eilig dahin trabte. Obgleich derselbe äußerst einfach, ja beinahe ärmlich gekleidet war, so lag doch in seiner ganzen Erscheinung ein gewisses Etwas, welches den Kundigen in ihm einen Mann erkennen ließ, der nothwendig der höhern Gesellschaft angehören müsse. Er war eher klein als groß zu nennen und verrieth trotz seiner Jugend eine Anlage zu der einstigen Korpuslenz; sein Haupt war groß, eigenthümlich geformt, die Gesichtszüge scharf geschnitten und geistvoll; besonders große Sorgfalt hatte er auf die Anordnung seines schönen schwarzen Haares verwendet, sowie auch die Feinheit und Weiße seiner Wäsche, noch mehr hervorgehoben durch eine schwarze, schmale seidene Halsbinde, gegen die übrige Einfachheit seiner Kleidung auffallend abstach. Der junge Mann hatte den Marktplatz erreicht und wollte eben in ein angesehenes Haus, dem Rathhause gegenüber, eintreten, als er neben der Einfahrt desselben einen armen Krüppel zusammengekauert erblickte, der vor Kälte zitterte und mit den Zähnen klapperte, indem die paar Lumpen, welche seine Kleidung vorstellten, kaum hinreichten, seine Blöße zu bedecken. Der junge Mann trat auf den Menschen zu, fixirte ihn genau und redete ihn dann rasch und mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit an. Der Invalide antwortete und erhob sich auf eine erneuerte Auredede des jungen Mannes, um ihm durch das Einfahrtsthor des gedachten Hauses in den Hofraum desselben und von da in ein kleines Nebengebäude zu folgen, welches in der Regel als Waschhaus benutzt wurde, und dessen Thüre er sorgfältig hinter sich und dem Invaliden absperrete. Hier in einem Stübchen wohnte Herr Philipp.

In einem noblen Zimmer des Hauptgebäudes saß zur selben Zeit in einem Lehnstuhl eine ältere Dame von stattlichem, aber zugleich auch höchst wohlwollendem Aussehen und sah lächelnd der Geschäftigkeit zweier jungen, überaus reizenden Mädchen von 15 bis 17 Jahren zu, welche auf einem mit kostbarem Teppiche behangenen Tische, der zunächst des einzigen großen Fensters

stand, Bücher, Schreibmaterialien und Landkarten in ziemlicher Ordnung vertheilten. Jetzt waren sie damit zu Ende gekommen und blickten gleichzeitig wie verwundert auf das Zifferblatt der kostbaren Uhr, welche ob dem Kamingestimse ihren Platz erhalten hatte; dann sahen sie einander selber an und schüttelten die Köpfe, indem sie ausriefen: „Unerhört!“ „Was habt ihr, Mädchen?“ fragte die Dame, welche im Lehnstuhl saß. „Ei, wir wundern uns“, entgegnete Emilie, das ältere der beiden Fräulein. „Und worüber wundert ihr euch?“ „Ueber unsern Herrn Philipp.“ „Was ist mit ihm?“ „Ja, das mag eben der Himmel wissen“, entgegnete Käthchen; „ich und Emilie können's uns nicht erklären.“ „Erklärt mir, was ihr eigentlich meint.“ „Wir meinen“, versetzte Emilie, „Herr Philipp sei bisher immer vor dem Glockenschlage Zehn bei seinen Schülerinnen, welche wir vorstellen, erschienen, und jetzt hat es schon seit einer Viertelstunde und (sie blickte wieder auf die Uhr) zwei und einer halben Minute Zehn geschlagen und er ist noch nicht da.“ Die Dame im Lehnstuhl lachte. „Ist das Alles?“ fragte sie. „Ist das nicht genug?“ fragte Käthchen ernsthaft und machte ein allerliebste wichtiges Gesicht. „Herr Philipp ist sonst so pünktlich“, bemerkte Emilie. „Und hat uns selber unzählige Male gesagt, Zeit sei kostbarer als Gold“, fügte Käthchen hinzu. „Für euch ist sie es, ihr glücklichen Kinder!“ sprach wehmüthig die Mutter. „Nun also, Mama“, rief eifrig Käthchen, „da dürfen wir keine Zeit unnütz verlieren; mein Gott, wir haben noch so viel zu lernen und zu denken.“ Eben wurde an die Thüre geklopft und auf das „Herein“ der ältern Dame trat Herr Philipp, der wohlbestellte Hauslehrer der beiden Fräulein, ein. „Ach, da ist er!“ rief lebhaft Käthchen.

Herr Philipp entschuldigte artig, aber ohne Verlegenheit sein verspätetes Kommen dadurch, daß ihm auf der Straße Jemand aufgestoßen wäre, von welchem er sich nicht so schnell, als er gewünscht hätte, habe losmachen können. „Sie bedürfen keiner Entschuldigung, Herr Philipp“, entgegnete gütig die Dame des Hauses; „Ihre Pünktlichkeit ist uns zu bekannt.“ Herr Philipp verneigte sich stumm und lud dann die beiden jungen Mädchen mit einem „Ist es Ihnen

gefällig?“ ein, Platz an dem Arbeitstisch zu nehmen.

Den beiden Fräulein war es allerdings gefällig, und so begann der gewöhnliche Unterricht, französische und deutsche Sprache, Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre, Weltgeschichte, endlich Schönschreiben in mehrern Sprachen. Ja, die Mädchen mußten in der That viel lernen und hatten viel zu denken. Sie lernten aber auch mit besonderm Eifer und besonderm Glücke; nur mit dem Schönschreiben wollte es bei dem ebenso lebhaften als schönen Käthchen nicht so recht fort und die Buchstaben geriethen ihr immer ungleich, sowie die Zeilen krumm, weil sie die Feder nicht recht hielt. Herr Philipp verlor die Geduld nicht, sondern schickte sich an, ihr einmal wieder alle Handgriffe und Vortheile, deren sich ein Schönschreiber bedient, zu zeigen. Nicht nur Käthchen, sondern auch Emilie hatten sich längst im Stillen verwundert, daß Herr Philipp, ganz wider seine sonstige Gewohnheit, heute seinen Frack bis dicht unter das Kinn zugeknöpft hatte; jetzt beugte sich Käthchen über seine Stuhllehne, um zu sehen, wie er schreibe, stieß aber plötzlich einen lauten Schrei aus und fuhr blutroth im Gesichte zurück. „Was schreibst du?“ fragte die Mutter scharf, und noch ganz erschrocken und durch die strenge Frage der Mutter noch mehr außer Fassung gebracht, plägte Käthchen heraus: „Ach Gott! Herr Philipp hat kein Hemd an!“ „Bist du närrisch?“ fragte die Mutter wirklich böse und nicht minder verlegen als Emilie. Auch Herr Philipp war einige Sekunden höchst verlegen; dann aber faßte er sich und sprach lächelnd: „Es ist wahr, mir fehlt heute ein sehr nothwendiges Kleidungsstück, auch die Weste und mein Oberrock; aber da Käthchen es doch einmal bemerkte, so werden Sie mir nicht zürnen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Alles an einen armen Teufel verschenkte, der gar nichts hatte, seine Blößen zu bedecken; ich habe doch noch zu Hause einen Oberrock und Wäsche, so viel ich bedarf.“ Die Dame lächelte; der Unterricht wurde für heute abgebrochen, und nach einigen Tagen erhielt Herr Philipp von seinen schönen Schülerinnen ein ganzes Duzend der feinsten Hemden, welche sie und die Mutter selber genäht hatten. Er nahm sie an; aber die Spenderinnen, die

Fürstin von Lippe-Detmold und ihre beiden Töchter, ahnten es damals freilich nicht, daß ihr Hauslehrer der junge Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, sei, der später den Thron von Frankreich besteigen und als Verbannter in England enden sollte.

Die gegenseitige Täuschung.

Der junge Herr August Schlemper war sehr im Pech. Weil er sich mehr im Bierhause und auf dem Billard als in der Schreibstube aufhielt, lieber in die Karten als in die Bücher guckte, Nächte durchschwärmte und den Tag hindurch wenig arbeitete, hatte ihm sein Prinzipal den Abschied gegeben. Schon einige Wochen war er ohne Anstellung, weil er keine Empfehlungen, dafür desto mehr Schulden hatte und Niemand ihn seiner Niederlichkeit wegen anstellen mochte. Eine alte Base hatte sich seiner erbarmt und ihm versprochen, unentgeltlich Kost und Logis zu geben, bis er wieder einen Platz habe. Aber der junge Herr war zu bequem, sich um einen Posten zu bewerben oder eine Arbeit aufzusuchen, die ihm täglich Brod eintrüge. Und auf dem Präsentirteller trägt man Niemanden eine Stelle oder Verdienst an. Oft mahnte die alte Base den jungen Herrn, sich umzuthun, um etwas zu erwerben, denn bei ihrer eigenen Dürftigkeit sei sie nicht im Stande, ihn umsonst zu füttern. Aber umsonst; Herr August Schlemper hatte zu wenig Ehrgefühl, um sich zu schämen, Anderer Brod zu essen. Zum Glücke plagte ihn endlich die Langeweile; weil er kein Geld hatte und ihm Niemand solches borgen wollte, konnte er keine Bier- und Kaffeehäuser mehr besuchen, keine Lustpartien mehr mitmachen. „Ach,“ gähnte er eines Tages in der Stube seiner Base, „was soll ich anfangen! Ich sterbe vor Langeweile. Arbeiten mag ich nicht; stehlen darf ich nicht; zum Betrügen bin ich zu dumm; ich habe kein Geld und keinen Kredit, um ein Geschäft zu beginnen. Rathet mir, Base, was soll ich thun?“ „Heirathen,“ plägte die Base heraus. „Was, heirathen?“ fragte August erstaunt; „wie könnt ihr mir das anrathen, Base? Bin ich doch nicht im Stande, mich selbst durchzubringen, wie könnte ich denn Frau und Kinder erhalten?“